Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1911)

Artikel: Aus dem Zürcher Kunsthaus
Autor: Baur, Albert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748577

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

widerlichen Vorgeschichte der irreführenden *per procura*-Werbung Paolos verschont und alles nur auf die schicksalsmäßige Macht der unwiderstehlichen Liebesleidenschaft in ihrer unendlichen Süßigkeit und ihrer unendlichen Schuld abstellt, im Epos weit rührender als in unserer Tragödie, die um Motivierungen nicht herumkommt und damit gerade das, was bei Dante in weiser künstlerischer Absicht im Dunkel bleibt, weil es die seelische Wirkung nicht erhöhen, sondern abschwächen würde, ans Licht rücken muss. Und der großen Schwierigkeit, in einem knappen Einakter jene für unser Empfinden so unangenehme Vorgeschichte völlig klar zu machen, ist Falke nicht völlig Herr geworden. Eine interessante Arbeit bleibt trotzdem dieser Dante Alighieri, und seine Aufführung am Zürcher Stadttheater lohnte sich wohl. Schade freilich, dass Josef Kainz nicht mehr, wie er es vorhatte, dem Dante den Geist und die Seelenkraft seiner Schauspiel- und Sprechkunst leihen konnte.

ZÜRICH H. TROG

□□□

AUS DEM ZÜRCHER KUNSTHAUS

Zur Feier seines Besuches in der Schweiz hat der Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein eine Ausstellung veranstaltet, die vom Schaffen seines Einzugsgebietes einen Begriff geben soll. Dabei zeigt sich dass die Kulturgemeinschaft der Schweiz mit den deutschen Rheingegenden wenn auch nicht gerade eine Fiktion ist, so doch heute durchaus nicht eine Vorherrschaft beanspruchen darf gegenüber den Einflüssen, die sich aus anderen Gegenden Deutschlands und ganz besonders von unsern romanischen Nachbarn bei uns geltend machen. Zwischen den deutschen und den schweizerischen Bildern auf dieser Kunstschau liegt denn auch eine solche Kluft, dass es unmöglich scheint, sie zu überschreiten. Nur auf dem neutralen Boden der Mittelmäßigkeit finden sich schweizerische Werke, die man für deutsche, deutsche, die man für schweizerische halten könnte. Worin dieser Unterschied besteht, ist nicht leicht zu sagen; vielleicht darin, dass die Schweizer alles Schulmäßige und billig Volkstümliche entschiedener von sich gewälzt haben und eher das rein malerische ohne jede Nebenabsicht suchen.

Ich beschränke mich auf eine kurze Besprechung der deutschen Gäste, und möchte jene an die Spitze stellen, die sich besonders aufs Deutschtun verlegt haben: Hans Thoma, W. Steinhausen, Hans von Volkmann.

Über *Hans Thoma* haben wir jüngst in Zürich einen Vortrag von Henry Thode gehört, der dazu angetan war, diesen Maler als einen Volkserzähler erscheinen zu lassen, der sich auf die Leinwand verirrt hat. Das bestätigt sich leider vor seinen Bildern. Ich will Thoma durchaus nicht auf moderne Probleme hin untersuchen; was man aber von jedem Maler verlangen sollte, das wäre, die Schönheit des Gegenständlichen zu entdecken und sie mit den einfachsten Mitteln zu höchster Kraft zu steigern. Und gerade bei Thoma ist jede arme Einzelheit so mühselig und dabei so unbedeutend. Man sieht wirklich keinen Grund ein, warum da gemalt wurde, was man doch mit einem simpeln Holzschnitt ebensogut, mit Worten besser

sagen kann. Wer sein Urteil über Thoma auf Reproduktionen stützt, der hüte sich, seine Bilder selbst auf Herz und Nieren zu prüfen.

Wie man an Thoma das echt Deutsche schätzt, so schätzt man an *W. Steinhausen* das echt Religiöse. Und vermissen lässt er ebensosehr das echt Malerische. Seine Bilder sehen aus, wie unfertig, wie nur untermalt, und dabei fehlt jede Eigenart und persönliche Kraft der Handschrift, die werdenden Bildern einen oft höheren Reiz gibt als vollendeten. Und die selbe Unfähigkeit, der Schönheit des Gewordenen Neues, Ungesehenes zu entlocken, zeigt sich in den Landschaften *Volkmanns*. Namentlich vor dem Bild mit den Buchen fühlt man diesen starken Minderwert des Dargestellten dem Urbild gegenüber. Alles ist flau, matt, ohne irgend welche Besonderheit, ohne irgend eine koloristische Rechnung. Ich glaube nicht, dass mir die Empfindung für deutsche Gemütstiefe abgeht, wie sie aus den Gedichten Eichendorfs strömt; aber bei einer malerischen Unzulänglichkeit, wie sie allen Bildern dieser drei Meister, die ich kenne, eigen ist, geht wenigstens für mich jeder Stimmungswert verloren.

Dass es nicht ausgeschlossen ist, solche Stimmungen durch gutgemalte und in ihren Farbwerten einheitlich empfundene Bilder zu erzeugen, beweisen die feinen, warmen Landschaften von *Gustav Schönleber* und die eigentümliche Kunst *Ludwig Dills* und seiner Schüler. Bei Dill macht sich das Bestreben geltend, die Farben, die er sieht, auf eine einheitliche Skala umzustimmen, und zwar auf mattglänzende braune und graue Töne wie sie sich etwa auf besonders dunkeln Stücken alten Perlmutters finden. Dazu fügen sich trefflich breite silberne, leicht gegen Gold getönte Rahmen. Für nicht allzulaute repräsentative Räume müssen solche Bilder wie Schmuckstücke wirken. Dill ist in seinen farbigen Stimmungen entschieden feiner als seine Schüler; er weiß oft ein zartes Blau oder stumpfes Rot einzumischen, das sie besonders preziös gestaltet. Dagegen sind seine Motive durch die Raumillusion, die sie erzeugen, lange nicht so wirksam wie die seines Schülers *Rudolf Hellwag*. Silberpappeln, die im Vordergrund stehen und von denen man weder Fuß noch Krone sieht, wirken wie vorsündflutliche Schachelhalme und zersägen den Raum ohne ihn zu vertiefen. Hellwag dagegen weiß die großgesehenen Raumschöpfungen englischer Gartenkünstler als feierliche Erscheinung auf die Leinwand zu bannen, in vornehm gedämpften aber dabei durch kräftiges Helldunkel gehobenen Tönen. Weniger imposant wirken die Kanalbilder von *Wilhelm Örtel;* die Farbe ermangelt der feinen Schattierungen und das Licht ist hart wie aus Gasglühlichtern.

Die Bilder Dills und seiner Schüler sind mehr Traumland als Wirklichkeit; gerade darin liegt ihr seltsamer Reiz. Auf dem Boden einer starken Realität stehen dagegen die teilweise zeitlich zurückliegenden Landschaften und Innenräume von *Hermann Pleuer*. Er liebt die Erscheinungen modernen Lebens, das nüchterne Innere des Malerateliers, den Eisenbahnzug im Vorbahnhof oder Arbeiterviertel. Mit breit aufgetragenen Strichen trockener Farbe schafft er ein Mosaik, das namentlich durch die überzeugende Sachlichkeit des Stofflichen überrascht. Dabei ist ihm das Licht das raumschaffende Element, über dem er jedoch die lineare Komposition durchaus nicht vernachlässigt. Seine Bilder zeigen, was die deutsche Gründlichkeit aus dem französischen Impressionismus machen kann, wenn sich ein gediegener Künstler auf malerische statt auf sentimentale Werte verlegt. Eine ähnliche Malweise haben die ruhigen Landschaften von *Otto Reiniger* mit

noch feinerer Schattierung der schattigen Werte aber weniger sicherer stofflicher Darstellung.

Erstaunlich an Virtuosität, technisch wohl das beste der Ausstellung, sind die Bilder *Wilhelm Trübners*. Auf seinen Reiterbildnissen steht das Pferd mit ein paar Dutzend Pinselhieben lebenskräftig da; schade, dass der Mensch, der darauf sitzt, immer metzgerhaft brutal wirkt und sich vor dem Pferde, als dem feineren Lebewesen, schämen muss. Auch in seinen Landschaften ist alles da, was man nur von einem Maler wünschen kann, ausgenommen der Geschmack. Farbig schöner, ohne dabei irgend an Kraft oder Wahrheit einzubüßen, sind die einfachen, dunkelgestimmten Stilleben von *Alice Trübner*.

ZÜRICH ALBERT BAUR

□□□

Und nun wurden mehrere Flaschen eines unechten, wohlfeilen und sauren Weines bestellt, der billigste unter Siegel, der im Hause war, und es hob erst recht ein energisches Leben an. Nun galt es zu zeigen, dass man Haare auf den Zähnen habe! Alle Männer, die es zu irgend einem Erfolge gebracht und in diesem Augenblicke hunderte von Meilen entfernt vielleicht schon den Schlaf des Gerechten schliefen, wurden auf das gründlichste demoliert; jeder wollte die genauesten Nachrichten von ihrem Tun und Lassen haben, keine Schandtat gab es, die ihnen nicht zugeschrieben wurde, und der Refrain bei jedem war schließlich ein trocken sein sollendes: Er ist übrigens Jude! Worauf es im Chor ebenso trocken hieß: Ja, er soll ein Jude sein!

Aus den missbrauchten Liebesbriefen. GOTTFRIED KELLER

□□□

ANMERKUNG. Die im Inhaltsverzeichnis angekündigte Entgegnung Jakob Schaffners musste leider auf das nächste Heft verschoben werden. D. R.

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750